

Orient-Expreß.

Novelle von **Paul Oskar Höcker.**

(Fortsetzung.)

10. (Nachdruck verboten.)

Noch ehe Noëlie sich von der ausgestandenen Angst, der Erregung erholt hatte, trat Stury bei ihr ein. Sein Antlitz war jetzt ernster als zuvor, und in seinem Ton lag eine gewisse Gereiztheit.

„Warum haben Sie mir verschwiegen, meine Gnädige,“ begann er, „daß Sie verheiratet sind?“

Noëlie zuckte zusammen. Abwehrend sagte sie: „Gönnen Sie mir jetzt Ruhe, Herr Stury. Dringen Sie nicht in mich, fragen Sie mich nicht!“

Stury blickte ihr ernst ins Auge. „Ich glaube, ich hätte Offenheit verdient. Weisen Sie mich also nicht von sich wie einen lästigen Frager. Es ist ja nicht nur ein flüchtiges Interesse, das mich veranlaßt, Klarheit zu fordern. Ich denke, wie sich das Schicksal nun einmal gestaltet hat, habe ich wohl ein Recht...“

Unruhig hatte Noëlie sich erhoben, durch eine abwehrende Bewegung seine Rede unterbrechend.

Woher wußte Stury, daß sie den Namen Tessarows angenommen hatte? Kannte er vielleicht gar den Grund, der sie veranlaßt hatte, ihrer Mitreisenden den eigenen Namen zu leihen? Tausend Fragen zermarterten ihr Hirn. Eine quälende Sorge verursachte ihr der Gedanke, daß das Inkognito des Prinzen und der armen Romanescu enthüllt sein könnte.

Mit Blitzesschnelle durchzuckte es aber Noëlies Sinn: sie mußte in Stury felsenfest die Meinung aufrecht erhalten, daß sie die Gattin Tessarows sei. Sie war das dem Prinzen schuldig und Sora, die — wenn sie sich in anderer als der bisherigen Weise legitimieren sollten — in die größten Schwierigkeiten geraten mußten, ja, vielleicht gar das Dunkel, das bis jetzt ihre Person umgab, in gefährlicher Weise gelichtet sahen.

Das Kgl. Institut für experimentelle Therapie in Frankfurt a. M.
(S. 44)

Immerhin war der eine Vorteil erreicht: daß Sora und der Prinz getrennt worden waren. Sie sah nun für sich lediglich die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß der Prinz Karoly unentdeckt die Grenze erreichte. So allein blieb auch Sora die Möglichkeit, ungefährdet das Land zu verlassen.

„Nun denn: ja, ich bin die Gattin Tessarows, und ich hatte die Güte einer Freundin in Anspruch genommen, um auf deren Namen hin in Konstantinopel Stellung zu finden.“

Sie errötete tief, als sie diese Unwahrheit sagte.

Stury sagte hastig, fast zitternd vor Unruhe: „Gnädige Frau, und ich kenne auch den Grund, der Sie zu diesem Namenswechsel veranlaßte.“

Noëlie hatte die Hände zu ihren Schläfen erhoben. Hilfeflehend blickte sie Stury an. „Ich bitte Sie noch einmal inständigst, schonen Sie mich! Wenn Sie wüßten, welche Angst, welche Aufregung hinter mir liegen, würden Sie Erbarmen mit mir haben! — Ich wiederhole daher: gönnen Sie mir jetzt Ruhe!“

Sofort rückte der junge Mann näher an sie heran. Auch seine Wangen hatten sich gerötet, ein lebhaftes Feuer lag im Blick seiner dunklen Augen.

„Als Freund spreche ich zu Ihnen, gnädige Frau, nicht als Gegner. Können Sie noch, nach allem, was uns miteinander verbunden hat, an meiner Aufrichtigkeit zweifeln?“

Er sprach in heißem, dringlichem Tone. Noëlie wich geängstigt vor ihm zurück.

„Ich zweifle nicht an Ihrer Ehrlichkeit. Aber gerade, weil ich Sie schätze, und weil ich mich Ihnen gegenüber zur Dankbarkeit verpflichtet fühle, beschwöre ich Sie: lassen Sie mich allein! Ich kann — ich darf Sie nicht länger anhören.“

„Ach, ich weiß, was Ihnen verwehrt, mit mir offen und ehrlich zu reden: die Furcht vor Ihrem Gatten!“

Noëlie lief ein gelinder Schauder über den Rücken. „Schweigen Sie, ich fordere es von Ihnen, schweigen Sie!“

Jetzt erfaßte er ihre eiskalten Hände, hielt sie fest in den seinigen und sagte mit einem merklichen Zittern in der Stimme: „Meine teure, verehrte Freundin! Wenn ich Ihnen jetzt zudringlich erscheinen sollte, so gedenken Sie des Augenblicks, als ich Sie hinter den vergitterten Fenstern des Handalschen Hauses schmachten, nach Freiheit dürsten sah und kurz entschlossen alles aufbot, um Sie zu befreien!“

Das Spiel war zu gefährlich, Sturys Feuer zu echt, als daß Noëlie gewagt hätte, ihn auszulachen. Wenn sie sich auch immer tiefer in das Netz, das sie umgab, verwickelte: sie durfte das Inkognito des Prinzen nicht lüften, gerade vor Stury nicht, der sein Todfeind war, der durch ihn um Heimat und Stellung gebracht worden war.

„Sie waren Ihrem Gatten entflohen, Frau Tessarow, Sie hatten geglaubt, bei Handal-Pascha ein sicheres Unterkommen zu finden, wo Sie hoffen konnten, vor den Nachstellungen Ihres Gatten sicher zu sein, aber da spielte Ihnen das Schicksal einen ungeahnten Streich, indem es Ihnen in jenem elenden Türken einen neuen Gegner gegenüberstellte.“

Er war immer wärmer, immer zärtlicher und herzlicher geworden. Noëlie ward es

schwer, ihre kühle Miene beizubehalten. Auch ihre Gedanken hatten sich ja immerzu mit ihrem Retter und Ritter beschäftigt; wenn seine männlich-schöne Erscheinung, sein sympathisches Antlitz, seine sprechenden, guten Augen nicht schon damals einen so tiefen Eindruck auf sie hervorgebracht hätten, würde sie sich, um ihn zu retten, all den dunklen Gefahren beim Selamlik ausgesetzt haben?

Offenbar zogen ähnliche Betrachtungen durch Sturys Sinn. Denn als Noëlie sich seiner dringlich werbenden Art zu erwehren suchte, sagte er mit heißem Atem: „Warum wollen Sie es nicht dulden, daß ich Ihnen gestehe, was ich schon damals für Sie fühlte, daß ich mit meinem Leben für Sie einstehen möchte? O, wie ich zitterte für Sie, als man mich im Serail festhielt, und jener schurkische Handal-Pascha mich in ein sicheres Gewahrsam bringen ließ, aus dem es kein Entrinnen gab! . . . Noëlie — ich nenne Sie noch immer so, weil mir in jenen qualvollen Stunden dieser Name ständig auf den Lippen schwebte — Noëlie, hätten Sie damals einen Einblick in meine Seelenverfassung gethan, Sie würden jetzt nicht so hart, so kühl, so grausam abweisend gegen mich sein!"

Noëlie zitterte. Der Gedanke, daß jeden Augenblick Tessarow an die Thür treten konnte, und daß damit ein furchtbarer Konflikt gegeben war, brachte sie in immer größere Erregung.

„Ich beschwöre Sie, Stury, schonen Sie mich! Ich darf Ihnen keine Erklärung abgeben, wenigstens jetzt noch nicht. Ueben Sie also Barmherzigkeit . . ."

Ihr Reisebegleiter war aufgesprungen. „Aber das ist es ja gerade," rief er voll Verzweiflung aus, „daß Sie mir nicht einmal jetzt Ihr Vertrauen schenken wollen! . . . Noëlie, gestehen Sie ruhig ein, daß die Beobachtungen jenes Agenten und seiner Tochter nicht aus der Luft gegriffen waren! Tessarow hat Sie auf dem Schiff überrascht, hat Sie gezwungen, die weitere Reise mit ihm zusammen zurückzulegen, und will Sie nun zwingen, in sein Haus zurückzukehren?"

„Ja — ja, ja denn, ja denn, was Sie wollen!" rief Noëlie ganz fassungslos. Sie hatte die Hände gefaltet und nach ihm ausgestreckt; ein plötzliches Weinen erschütterte ihren Körper.

Mit brennenden Blicken, heißem Atem hatte Stury vor ihr gestanden. Jetzt entrang sich plötzlich ein stürmischer Ausruf seiner Kehle, und gleich darauf hatte er das zitternde Mädchen an sich gepreßt.

„Noëlie, Liebe, Einzige!" stammelte er, während seine heißen Lippen ihren Mund suchten. „Du liebst mich, nicht wahr, du liebst mich?"

Schluchzend lag sie in seinen Armen. Was in dieser Stunde auf sie einstürmte, war mächtiger als sie. Dennoch wehrte sie endlich seinen Liebkosungen.

Ein trauliches Dämmerlicht herrschte in dem Raum. Nur durch den Thürspalt drang vom Gange herein ein Lichtschein. Es war Stury, als bewege sich draußen eine Gestalt. Hastig schloß er die Thür; dann wendete er sich in gedämpftem Tone wieder an seine Mitreisende: „Noëlie, können Sie mir nicht verzeihen? Können Sie das Uebermaß der Freude nicht verstehen, die auf mich einstürmt?"

„Ich darf Ihnen nicht gehören."

„Aber die Stunde wird kommen, da Sie mir gehören werden?"

Noëlie schwieg.

Unruhig fuhr Stury fort: „Denn, wenn Sie mit mir nur ein freventliches Spiel getrieben hätten, Noëlie, bei Gott, das wäre eine Grausamkeit sondergleichen!"

Noëlie erhob sich rasch und eilte zur Thür. Doch schon hatte sich Stury ihr in den Weg gestellt. Er war jetzt bleich und trug eine finstere, entschlossene Miene zur Schau.

„Ich kann von Ihnen fordern, Noëlie," sagte er in bestimmtem Tone, „daß Sie mir Aug' in Aug' erklären, ob ich hoffen darf — ob Sie sich von Ihrem Gatten trennen werden."

Trotzig erwiderte die Deutsche: „Nein, jetzt noch nicht, geben Sie sich keine Mühe, und lassen Sie mich endlich hinaus!"

„Sie wollen zu Ihrem Gatten zurückkehren?" fragte Stury bebend. „So heiß ich Sie liebe, so tödlich hasse ich ihn, den Unbekannten! Und ich werde, falls er Sie nicht gutwillig freigiebt, ihn vor meine Klinge fordern!"

Entsetzt fuhr Noëlie auf: „Das werden Sie nicht! Ich verbiete es Ihnen!"

Drohend blickte Stury sie an. „Also lebt in Ihrer Brust doch noch etwas für ihn?"

Noëlie fand kein Wort.

Ihr Reisegefährte richtete sich hoch auf. „Noëlie," brachte er in fast unheimlicher Erregung hervor, „schwören Sie mir zu, daß Sie ihn lieben, immer noch lieben, und Sie sind von mir befreit, ein für allemal! Ich verlasse dann den Zug an der nächsten Station, die wir in wenigen Minuten erreicht haben, und Sie werden mich nie wiedersehen."

Angst erfaßte Noëlie. Am liebsten hätte sie sich, in der grausamen Furcht, ihn zu verlieren, an seine Brust geworfen, um ihm zu gestehen, daß sie ihn wahrhaftig und aufrichtig liebe, daß er vom ersten Moment an, da er in ihr Schicksal eingriff, in ihren Gedanken ganz allein gelebt habe, und daß sie nun, da er sich ihr gleichfalls offenbart, ihm ganz und gar gehören wolle, mit ihm ziehen, wohin er verlange, sein Weib sein . . . Aber durfte sie denn ihr Herz jetzt sprechen lassen? Mußte nicht aller Egoismus schweigen, da sie vor dem Todfeind ihres unglücklichen Schützlings stand? . . . Thränen rannen über ihre Wangen hinab; sie verlor alle Selbstbeherrschung.

„Noëlie!" schrie Stury verzweifelt auf. „Ein Wort — das einzige, entscheidende Wort!"

Sie schwieg noch immer.

„Noëlie," nahm er nach einer spannungsvollen Pause wieder das Wort, „Ihr Schweigen verrät mir dennoch mit tausend Zungen, daß Ihr Gatte Ihnen gleichgültig ist. Sie wollen mir nicht Rede stehen — nun denn, ich werde aber ihn selbst zu zwingen wissen, um Ihren Besitz mit mir zu kämpfen!"

„Und wann gedenken Sie die Aussprache mit Tessarow herbeizuführen?"

„In Bujdan, der Station, in die wir soeben einfahren."

Ein Ruck, und der Zug hielt.

Noëlie preßte die Hände ineinander. „Lassen Sie mich zu meinem Gatten!"

„Und Sie werden jetzt selbst die Entscheidung herbeiführen?"

„Ja, die Entscheidung," stammelte Noëlie.

Endlich gab Stury den Weg frei.

Fast besinnungslos vor Angst und Aufregung eilte sie nun zu Tessarows Coupé. Sie pochte. Nichts regte sich. Kurz entschlossen öffnete sie die Thür und trat ein.

Der Raum war leer.

Ein Schwindel befiel Noëlie. Seitdem der Zug hielt, hatte niemand den Wagen verlassen. Also war nur eine Möglichkeit vorhanden, das Verschwinden des Prinzen zu erklären: er mußte den Zug auf der Strecke hierher, während der Fahrt, verlassen haben.

Was konnte den Prinzen zu einem so verzweifelten Schritt veranlaßt haben?

Furchtbares dämmerte in Noëlie auf. Gewiß hatte Tessarow die Flucht der Romanescu bemerkt, und er war verwegen genug, nach der Hauptstadt zurückzukehren, um ihr nachzuforschen. Gab es eine größere Gefahr für sie beide, die unglückliche Romanescu und den verwegenen Prinzen?

Sofort war Noëlies Entschluß gefaßt. Die Sicherheit ihrer Freundin mußte ihr mehr gelten als das eigene Glück, das ihr an Sturys Seite winkte. Es war ihre Pflicht, der vielgeprüften Sora in dieser neuen Anfechtung beizustehen.

Noch ein kurzer Kampf, dann schlich sie nach der dem Bahnsteig entgegengesetzten Wagenseite, öffnete die Thür und sprang hinaus, geräuschlos die Thür hinter sich wieder schließend. Dann glitt sie, vom Dunkel begünstigt, am Zug entlang, um auf Umwegen in die Stadt zu gelangen, wo sie ein Gefährt zur Rückfahrt nach der Hauptstadt zu mieten gedachte.

Das verworrene Geräusch, das der Weiterfahrt des Zuges vorauszugehen pflegt, klang in ihr Ohr.

Atemlos setzte sie ihren Weg auf dem Bahndamm fort, um unbemerkt in der Nähe des ersten Wärterhäuschens die mit dem Bahndamm parallel laufende Chaussee zu gewinnen.

11.

Was Noëlie gefürchtet, hatte der Prinz in seiner Tollkühnheit wirklich gewagt: er war nach der Hauptstadt zurückgekehrt. Der Sprung aus dem in der Bewegung befindlichen Zug, der ihn sein Leben hätte kosten können, war geglückt.

Mit Leichtigkeit brachte er auf dem Bahnhofe, wo ihn in seinem unscheinbaren Zivil niemand erkannte, in Erfahrung, wo die dem Orient-Expreß entstiegenen Deutschen verblieben waren. Sie hatten sich zu dritt nach dem Hotel Royal verfügt.

Eine Viertelstunde später klopfte er bereits an Soras Zimmerthür.

Die Romanescu war wie vom Donner gerührt, als sie den Prinzen bei sich eintreten sah. Er suchte sich gegen alle Vorwürfe durch ein liebenswürdiges, fast schalkhaftes und dabei doch demütiges Benehmen zu sichern. Man konnte ihm auf die Dauer nicht gram sein, und Sora mußte endlich unter Thränen lächeln.

Dann aber folgten einander hastig Rede und Gegenrede. Der Prinz hatte nur die eine Entschuldigung für sein verwegenes Thun, daß er zum Schutze der Geliebten herbeigeeilt sei.

„Sie sind zu Ihrem und zu meinem Verderben hier!" sagte Sora ganz ermattet.

Und darauf berichtete sie dem Prinzen, welch neue Gefahr ihr durch den Konzertdirektor drohe. Denn Wollmann, über die Flucht der vermeintlichen Frau Tessarow wütend, bediene sich ihr gegenüber eines verletzenden Prinzipaltons, und nun habe er auch noch die Absicht geäußert, hier in der Hauptstadt ein Konzert zu veranstalten.

„Ein Konzert, in dem Sie singen sollen? Aber das ist ja Wahnwitz!"

„Er besteht auf seinem Kontrakt."

„Wir werden ihn lösen, koste es, was es wolle. Und dann werden wir noch in dieser Nacht gemeinsam weiterreisen, mit dem Frühschnellzug um ein Uhr."

„Mit Ihnen zusammen? Nein. Das wage ich nun nicht mehr."

„Aber es wäre das sicherste für uns beide. Stury ist jetzt zweifellos schon über Bujdan hinaus, in Najada oder bereits jenseits der Grenze. Was hätten wir also im Zug zu fürchten?"

„Zunächst ist es ganz ausgeschlossen, daß Sie sich noch einmal diesem Wollmann ohne Gefahr zeigen könnten. Gerade er bereitet mir die größte Sorge. Wenn er jetzt endlich unsere wahren Namen in Erfahrung brächte, so wäre ja alles rettungslos verloren."

Der Prinz ließ sich von seinem Entschluß,

trotz aller Einwendungen Soras, nicht abbringen. Mit einem Menschen wie diesem Wollmann werde er kurzen Prozeß machen, sagte er.

Als er an Wollmanns Thür klopfte, vernahm er ein ängstliches Aufkreischen. Es rührte von Fräulein Cilli her, die sich bereits im Negligé befand und nun eiligst in das anstoßende Zimmer flüchtete.

Auch die Toilette des Herrn Konzertdirektors war nicht mehr salonfähig. Dennoch empfing Wollmann Herrn Tessarow. Er versprach sich allerlei pikante „Enthüllungen" über dessen ungetreue Frau Gemahlin. Auch nahm er sich sofort vor, den Gatten für den an ihm verübten Kontraktbruch verbindlich zu machen.

Tessarow trat sehr sicher und kampflustig auf, und trotz der ängstlichen Beschwichtigungsrufe von Fräulein Cilli, die von Zeit zu Zeit sich durch den Thürspalt äußerte, befand man sich sofort in einem erfrischenden Wortstreit.

Einen Augenblick lang verlor der Prinz seine Sicherheit, als nämlich Wollmann allerlei Andeutungen über einen Namenstausch machte, der — um ihn zu täuschen — von den beiden Damen vorgenommen worden sei. Sofort gewann er dann aber seine Ueberlegenheit wieder.

„Das sind leere Worte, Vermutungen, auf die ich gar nicht erst eingehe. Ich werde wohl genauer wissen als Sie, mein Herr, welche von den beiden Damen meine Frau ist!"

„Das will ich zugeben, aber . . ."

„Lassen Sie mich ausreden!" fuhr der Prinz fort. „Ich stehe hier vor Ihnen als ein in seinen heiligsten Rechten betrogener Gatte, und ich verlange Rechenschaft von Ihnen!"

Wollmann sah in seiner Angst das übermütige Lächeln nicht, das über Tessarows Lippen huschte. Er fragte unsicher: „Von mir verlangen Sie Rechenschaft? Aber ich bitte Sie, Frau Tessarow ist es ja gewesen, die ganz aus freien Stücken —"

„Jawohl, das kann ich bezeugen!" klang es von der Thür her, und Fräulein Cillis Arm fuhr wie beschwörend aus dem Thürspalt heraus.

Tessarow weidete sich an der Verzweiflung Wollmanns. „Ich mache nicht gern Umstände, Herr. Ich schlage Ihnen einen Zweikampf vor auf gezogene Pistolen, zehn Schritt Distanz, Kugelwechsel bis zu totaler Kampfunfähigkeit einer Partei . . ."

„Um Gottes willen, hören Sie auf!" riefen Vater und Tochter entsetzt.

„Ich will und muß aber Blut sehen!" sagte Tessarow furchtbar.

„Blut! Warum denn gleich Blut? Ich bin ein friedlicher Mann, und überhaupt schlage ich mich grundsätzlich nicht."

„Das ist ein sehr bequemes Prinzip. Und Sie wollen mir also auch nicht eingestehen, wo Sie gegenwärtig die Ungetreue verborgen halten?"

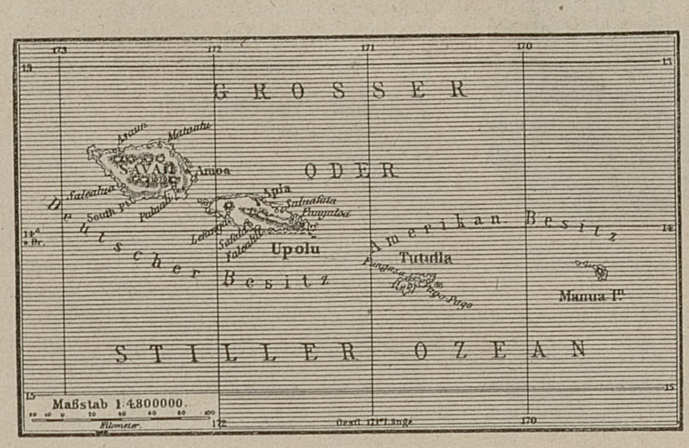
„Weiß ich's denn selbst?" rief Wollmann verzweifelt. „Sie hat mit mir einen Kontrakt abgeschlossen, und nun ist sie über alle Berge. Ich schwöre es Ihnen zu, daß ich ihren Aufenthalt nicht kenne."

„Einen Kontrakt hat sie mit Ihnen abgeschlossen?" fragte Tessarow ganz erstaunt.

„Natürlich, ohne Kontrakt werde ich doch keine Geschäfte machen. Hier ist er, und beide Unterschriften stehen darunter."

Er hüpfte im Zimmer umher; endlich fand er das verhängnisvolle Blatt in einer Kuriertasche. Vorsichtig, mit drei Schritt Distanz, hielt er den Kontrakt dem erzürnten Gatten hin.

„Wissen Sie, daß dieses Papier ungültig ist," fragte Tessarow mit großer Ruhe, „da zu der Unterschrift einer Frau auch noch diejenige des Gatten gehört? Und mein Name fehlt ja auf diesem famosen Formular."



Karte der Samoainseln. (S. 44)

Wollmann sah den Fremden ganz konsterniert an.

Der Prinz machte nun kurzen Prozeß. „Wollen Sie also von Ihrem Kontrakt zurücktreten oder nicht?"

Der Konzertdirektor begann zu schwitzen. „Was zahlen Sie?" fragte er mit jämmerlicher Miene.

„Haben Sie denn überhaupt schon einen Dienst geleistet, der zu bezahlen wäre?"

„Aber ich bitte Sie," stieß Wollmann verwirrt hervor. „Agio — und Schreibgebühren — und hab' ich nicht die Seekrankheit gekriegt — allein wegen der Caprice Ihrer Frau Gemahlin?"

Der Suada, die der Konzertdirektor nun entwickelte, war der Prinz nicht gewachsen. Die Sache amüsierte ihn aber auch nicht mehr genug, und so zog er sein Portefeuille. Wollmann verstand diese Sprache.

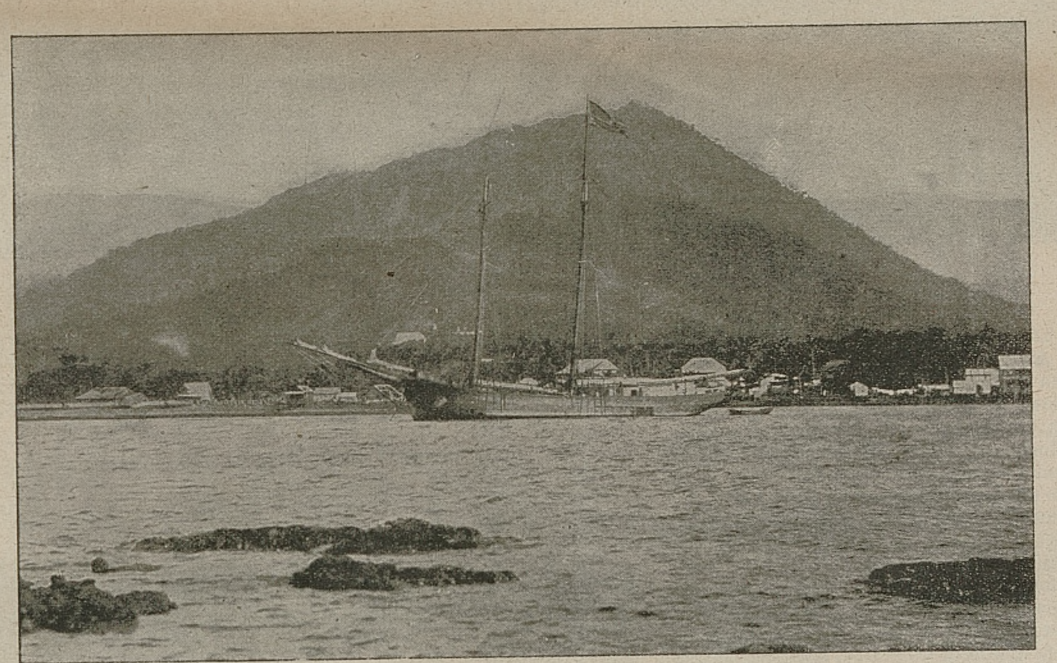
Fünf Minuten später befand sich der Prinz im Besitz des Kontraktformulars.

Der Konzertdirektor führte natürlich, um das Dekorum zu wahren, eine große Komödie dabei auf; er versicherte dem Gatten der ungetreuen Sängerin, daß er ein kolossales Opfer bringe, indem er zwei so hervorragende Talente freigebe; denn in ihren Kehlen stecke Kapital. Insgeheim blinzelte er seiner hochaufhorchenden Tochter aber vergnügt zu, denn durch die runde Abfindungssumme für den nicht innegehaltenen Kontrakt hatte er in diesem Augenblick die gesamten Kosten seiner Vergnügungsreise nach dem Bosporus herausgeschlagen.

Tessarow verabschiedete sich mit einem leichten Neigen seines Hauptes. Der tief dienernde Wollmann streckte dem Abziehenden seine rundliche, gut gepolsterte Hand hin, aber Tessarow übersah sie in der Eile. —

Sora jubelte auf, als der Prinz ihr die Nachricht von ihrer Freiheit brachte.

Sofort machte sie sich nun daran, das wenige Handgepäck zu ordnen, denn sie wollte sich sofort nach dem Bahnhof verfügen, wo sich ihre Koffer befanden. Dabei stellte sich heraus, daß unter ihr Handgepäck auch ein fremder Paletot geraten war, derjenige Sturys, den dieser in der Hast mit Wollmanns Effekten zusammen aus dem Orient-Expreßzug auf den Perron befördert hatte.



Der Hafen von Apia. (S. 44)
Nach einer Photographie von Dr. Reinecke in Breslau.

„Bergen Ihre Koffer so viel Juwelen und Kostbarkeiten, daß Sie um deren Sicherheit mehr besorgt sind als um die eigene? Denn für ratsam halte ich es nicht, daß Sie die Stunden bis zur Abfahrt des Frühzuges auf dem Bahnhof zubringen," gab der Prinz zu bedenken.

Sora blickte gedankenvoll vor sich nieder. „Das alles ist verschwindend im Vergleich zu dem Hauptinhalt des Koffers."

„Und was ist das?"

„Eine kleine Truhe mit Ihren Briefen — und denen der Fürstin."

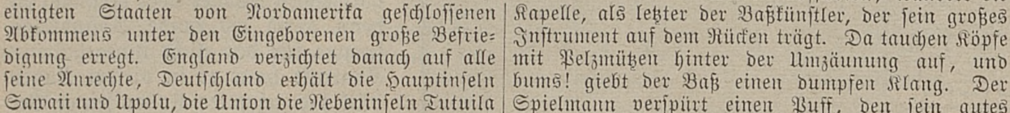
„Sora!" schrie der Prinz auf. „Ja, kennen Sie denn das Spitzbubenvolk auf der Bahn nicht? Warum nahmen Sie den betreffenden Koffer nicht mit hierher ins Hotel?"

„Wollmann duldete es nicht; und ich wollte auch nicht seine Aufmerksamkeit darauf lenken."

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Unter den wissenschaftlichen Großthaten am Ende des 19. Jahrhunderts hat die Entdeckung des Diphtherieheilserums durch Behring auf den von Robert Koch gewiesenen Bahnen bereits höchst segensreich gewirkt. In der richtigen Erkenntnis von der Bedeutung der gesamten Serumtherapie ward 1896 in Steglitz unter Leitung von Professor Ehrlich ein „Institut für Serumforschung und Serumprüfung" errichtet. Zur weiteren Ausdehnung seines Arbeitsgebiets wurde nun dieses als **„Königliches Institut für experimentelle Therapie"** nach **Frankfurt a. M.** verlegt, wo ihm die Stadt ein prächtiges Gebäude zur Verfügung gestellt hat. — Auf den **Samoainseln** in der Südsee hat das Ergebnis des zwischen Deutschland und England im Einvernehmen mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika geschlossenen Abkommens unter den Eingeborenen große Befriedigung erregt. England verzichtet danach auf alle seine Anrechte, Deutschland erhält die Hauptinseln Sawaii und Upolu, die Union die Nebeninseln Tutuila und Manua. Hauptsitz der deutschen Verwaltung ist **Apia** auf Upolu, dessen **Hafen** einen steigenden Verkehr aufweist. — Von den englischen Truppenführern in Südafrika ist neuerdings der Generalmajor **J. D. F. French** mehrfach in den Vordergrund getreten. Er war längere Zeit Kommandeur der Kavalleriebrigade in Aldershot und hat an der ägyptischen Expedition von 1884/85 mit seinem Regiment, den 19. Husaren, teilgenommen. — Die Stadt **Colesberg** liegt im Norden der Kapkolonie, nördlich von Port Elisabeth. Der nächste Ort am Oranjefluß, der Grenze des Oranje-Freistaats, ist von dort 19 Kilometer entfernt. Der alte Fahrweg nach dem Freistaate führt durch Colesberg. Das Gelände ist hügelig, aber nicht gebirgig, obwohl Colesberg selbst 4000 englische Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Erst im Norden und Osten von Colesberg erhebt sich das Gebirge. — Der kürzeste Weg vom Meere nach dem Zentrum der Südafrikanischen Republik, der Hauptstadt Pretoria, führt über portugiesisches Gebiet von der vielgenannten **Delagoabai** her; die Entfernung von dort bis Pretoria beträgt bloß 450 Kilometer. Die mit Pretoria durch eine Bahn verbundene Delagoabai liegt an der südafrikanischen Ostküste in der portugiesischen Kolonie Lourenzo Marques und umfaßt eine Meeresbucht nebst Hafen, an dessen Norduser die Stadt Lourenzo Marques liegt. Die Bai ist etwa 112 Kilometer lang und 25 bis 40 Kilometer breit und wird von der nach Norden vorspringenden schmalen Halbinsel und Insel Injak gebildet. Es schließen sich daran vier größere Untiefen, deren Durchfahrten jedoch genügend tief für die größten Seeschiffe sind; hinderlich ist eine zur Ebbezeit etwas seichte Barre. Der Hafen selbst ist ungefähr 11 Kilometer lang und $1^1/_2$ Kilometer breit; in ihn ergießen sich die mehrere Kilometer aufwärts schiffbaren Flüsse Temba und Umbeboſi. Die Ankerplätze sind gut und geschützt, allein durch den Mangel eines Quais wird das Löschen sehr erschwert. Dichte Mangrovewaldungen umsäumen die flachen und sumpfigen Küsten.



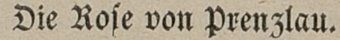
General French.



Ein Bubenstreich.

(Mit Bild auf Seite 45.)

Musikanten wandern mit ihren Instrumenten durch die beschneiten Landwege einem Orte zu, wo die tanzlustige Jugend die Spielmänner sehnlichst erwartet. Das Dorf ist erreicht; zwischen den Zäunen, welche die Weiden absperren, wandert die Kapelle, als letzter der Baßkünstler, der sein großes Instrument auf dem Rücken trägt. Da tauchen Köpfe mit Pelzmützen hinter der Umzäunung auf, und bums! giebt der Baß einen dumpfen Klang. Der Spielmann verspürt einen Puff, den sein gutes Instrument durch einen kräftig geworfenen Schneeball erhält (siehe das Bild auf S. 45 nach einem Gemälde von A. Müller-Lingke). „Die Buben müssen doch immer dumme Streiche ausführen," denkt er dabei. „Nun, wir haben es auch einst so gemacht." Wehren kann sich der Baßgeiger jetzt nicht, er beginnt daher schneller zu wandern, um sich und sein Instrument möglichst bald aus dem Bereich der Bubenstreiche zu bringen.



Die Rose von Prenzlau.

Historische Erzählung von K. Reichner.

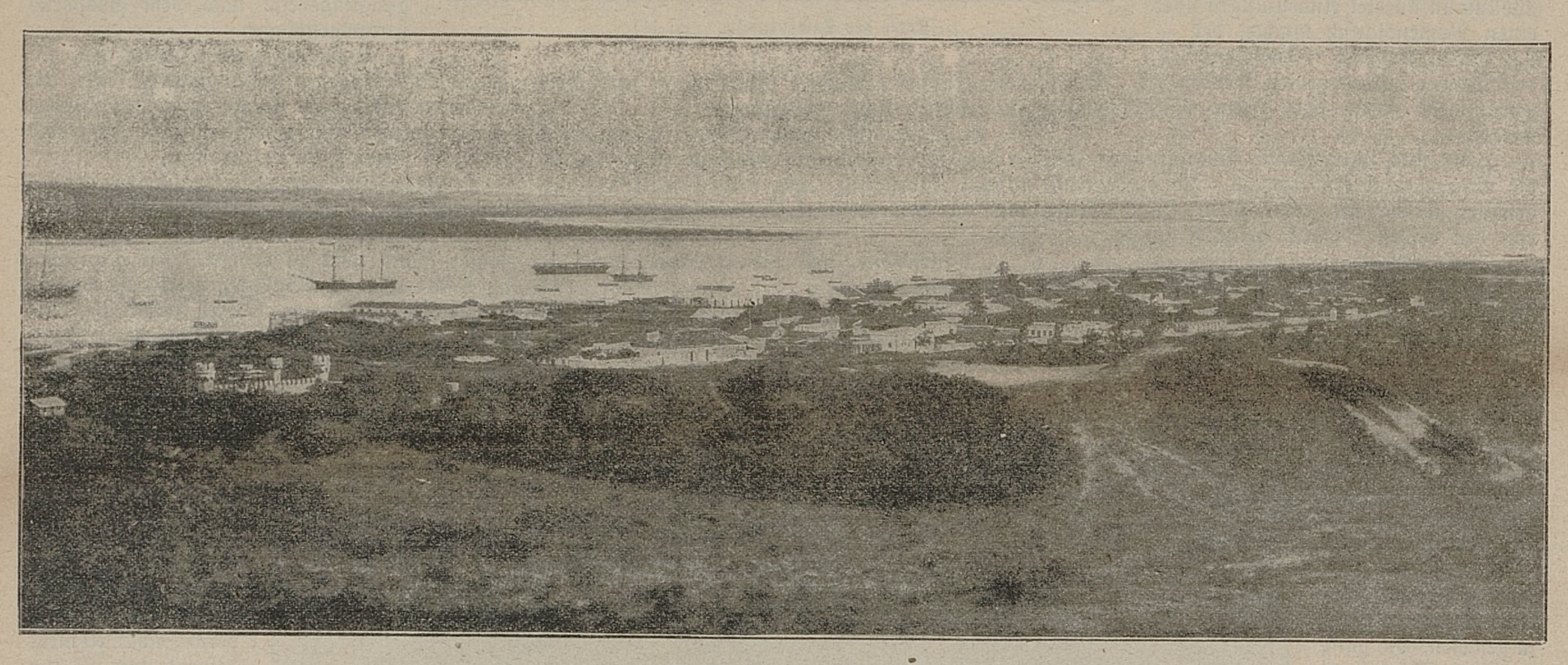
1. (Nachdruck verboten.)

Prenzlau in der Uckermark nahm im 15. Jahrhundert eine hohe Stellung unter den märkischen Städten ein. Starke Thore und Mauern schützten die schwer einnehmbare, ursprünglich pommerische Stadt an der einen Seite, an der anderen aber verteidigte sie der Uckersee mit seinen tiefen Sümpfen.

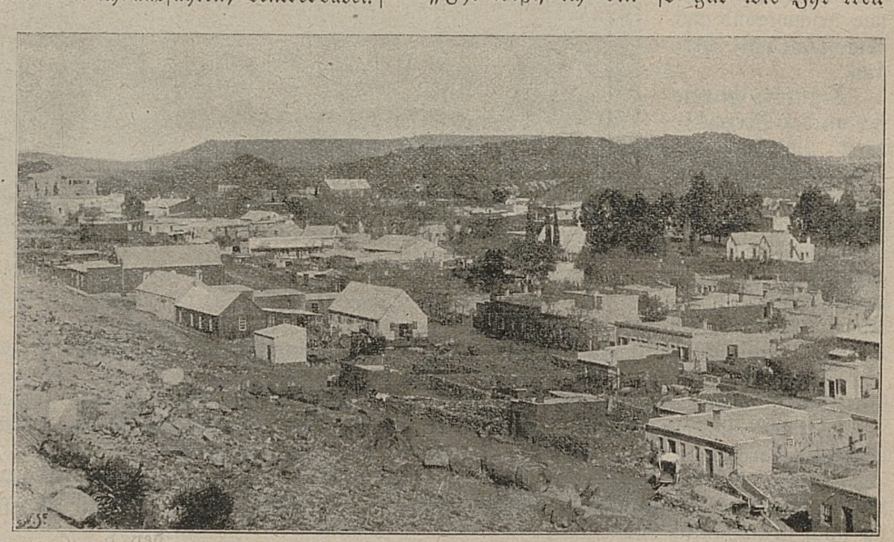
Im Februar des Jahres 1425, kurz vor Fastnacht, befanden in dem stattlichen Wohnhaus des ersten Bürgermeisters von Prenzlau, Zabel Grieben, zwei Männer sich in lebhaftem, vertraulichem Gespräch: er selbst und sein Kollege Klaus Beltz, das zweite Oberhaupt der Stadt.

„Wie ich Euch sage, Freund," sprach eifrig doch mit gedämpfter Stimme Zabel Grieben, „der Augenblick zum Handeln für uns gut pommerisch Gesinnte ist gekommen. Fern im Feldlager weilt Friedrich von Hohenzollern; Markgraf Johann aber, sein Aeltester, hat — nach schwerer Krankheit kaum genesen — vollauf damit zu thun, der widerspenstigen, trutziglichen Märker Herr zu werden. Deshalb haben unsere pommerischen Herzöge Kasimir, Otto und Wratislaw beschlossen, einen kühnen Streich zu wagen. Was sagt Ihr dazu, Kollega?"

„Ihr wißt, ich bin so gut wie Ihr treu



Ansicht der Delagoabai.



Ansicht von Colesberg im Kapland.

pommerisch gesinnt," sprach der andere zögernd. „Doch wes Brot ich ess', des Lied ich sing'! Kurfürst Friedrich ist nun einmal jetzt unser Herr."

„Ei, so bleibt Ihr ruhig am Ofen sitzen und laßt andere handeln!" grollte Zabel Grieben.

„Ihr thut mir unrecht, Herr Kollega. Ich bin nur vorsichtig, denn ein Teil unserer Bürgerschaft — und leider nicht der schlechteste — hält es nicht mit dem pommerischen Greifen, sondern mit dem Brandenburger Adler, wie zum Beispiel der wackere Michel Rodinger,



Ein Bubenstreich. Nach einem Gemälde von A. Müller-Lingke. (S. 44)

unser verehrter Stadthauptmann, mit seinen Knechten."

„Das Bürgervolk folgt blind dem Sieger, der es überrumpelt," erklärte zuversichtlich Zabel Grieben. „Und was den Michel Rodinger betrifft, so seid ganz außer Sorge. Der ist verliebt — in meine Klara. Wer aber um mein einzig Kind freit, der muß — das ist klar — mit zur pommerischen Sache halten."

„Ja freilich," murmelte, langsam seinen Bart streichend, der bedächtige Klaus Beltz. „Potz Veit! Also zur Rose von Prenzlau erhebt der Rodinger die kalten Augen. Fürtrefflich! — Nein aber, Herr Kollega, wenn nun trotzdem dem Rodinger die dem Hohenzollern zugesagte Treue höher stände als selbst die Liebe zu einer so schönen und angesehenen Maid wie Eure holde Klara — was dann?"

„Das überlaßt nur mir!“ sprach hochmütig der erste Bürgermeister. „Wer verliebt, ist nicht zu fürchten, wenn man ihm lockend den begehrten hohen Preis zeigt.“

„Hm ja — wollen's hoffen! Doch seid vorsichtig, Kollega; vertraut dem jungen Fant vorerst ja nicht zu viel!“

„Seid unbesorgt. Er wird nicht mehr erfahren, als er zu wissen nötig hat. Doch Ihr — wie ist's mit Euch? Bekennt nun endlich Farbe, Herr Klaus Beltz! Ist in allen Stücken mit Rat und That auf Euch zu rechnen?“

„Denk' wohl, wir werden einig,“ sagte zustimmend der zweite Bürgermeister. „Bin stets gern dabei, wo ein sicherer Gewinn herausschaut, doch so ein junger Tropf, wie dieser Rodinger — ah, seht doch, kommt er da nicht eben wie gerufen über den Platz hergeschritten? Nun, Glück auf zum Fang, Herr Zabel Grieben! Ich räume jetzt das Feld; gehabt Euch wohl indessen!“ — — —

Bevor der stattliche Michel Rodinger das Haus betrat, warf er einen langen Blick hinauf zum Erker droben, von wo ein rosiges Mädchenantlitz zu ihm niederschaute. Ein inniger Liebesgruß aus zwei jungen Augenpaaren — dann erst trat er ein.

Als etwa eine Stunde später der Stadthauptmann mit düsterem Gesicht zur Thür wieder herausschritt, sah er nicht mehr empor zu jenem wohlbekannten, trauten Giebelfenster, hinter welchem Klaras schöne Augen angstvoll fragend dem geliebten Manne folgten. Vor sich hin zu Boden starrend, eilte er von dannen. Was er drinnen vernommen, hatte alle seine Liebesträume und Hoffnungen grausam zerstört, denn Herr Zwiesprache Zabel Grieben hatte ihm nach erregter Zwiesprache kurz und bündig erklärt, daß nur ein Eidam von gut pommerischer Denkungsart Aussicht darauf habe, „die Rose von Prenzlau“, das schönste, reichste und hochstehendste Mädchen der Stadt, zu erringen.

Michel Rodinger aber war nicht der Mann, um seiner Liebe wegen Ehre und Treue zu vergessen.

2.

Der „tolle oder fette“ Donnerstag vor Fastnacht war gekommen, der damals in Prenzlau mit Saus und Braus, Sang und Klang begangen wurde, als plötzlich durch den allgemeinen Fastnachtsjubel die jähe Kunde drang: „Die Pommern sind im Anzug!“

Das war eine böse Störung der Fastnachtsfreude. Nur die pommerisch Gesinnten freuten sich — ganz heimlich aber nur, weil der schneidige Hans v. Arnim auf Boytzenburg, der tapfere und gestrenge brandenburgische Kriegsoberst, mit einem Fähnlein Reisiger sich in der Stadt befand und alle Bürger auf den Marktplatz hinbefohlen hatte, um ihnen einzuprägen, wohl eingedenk des Eids zu sein, den sie dem Kurfürsten gelobt.

Den nächsten Tag schon fingen die Pommern an, Prenzlau zu beschießen, was der wackere Boytzenburger von den Mauertürmen herab kräftig erwiderte. Doch der ganze Angriff war so zahm und lahm, daß der Brandenburger Kriegsoberst aus seiner Verwunderung über diese wunderliche Plänkelei der Pommern schier nicht herauskam. Es schien, als wollten die Pommern den guten Bürgern die Fastnacht nicht ganz und gar verderben.

So vergingen die drei eigentlichen Fastnachtstage ungestört. Erst am Dienstag, Schlag zwölf Uhr Nachts, schwieg endlich der tolle Jubel, und alles schlüpfte, schlaftrunken und süßen Weines voll, in die Federn, um sein Räuschlein auszuschlafen. Als aber der katzenjämmerliche Aschermittwoch anbrach, wurden die Schläfer jäh aufgerüttelt durch das grausige Heulen der Sturmglocke. Alarmrufe, wilder Lärm ertönten durch die stillen Gassen, und was wehrhaft war, griff auftaumelnd zu den Waffen.

Zu spät! Schon waren die Pommern in der Stadt und Herren derselben. Wie das so schnell gegangen, wußten nur die Eingeweihten, deren Hände dem Feind verräterisch das starke Blindower Thor geöffnet hatten.

Was half's, daß kurze Zeit ein heftiger Kampf entbrannte, daß Hauptmann Rodinger mit seinen tapferen Stadtknechten Prenzlau zähe verteidigte, daß Hans v. Arnim mit seinen Reisigen wie ein Verzweifelter sich wehrte! Sie mußten bald der großen Uebermacht erliegen; Zeit und Stunde des jähen Ueberfalles waren zu glücklich gewählt gewesen. Rodinger mußte sich ergeben, und dem verwundeten Boytzenburger gelang es kaum, durch das Neustädter Thor mit dem Rest seines Fähnleins die Boytzenburg, sein festes Schloß, zu erreichen; die Pommernfreunde aber durften laut und ungescheut jetzt ihrer Freude Ausdruck geben.

Leider dauerte dieselbe nicht lange, denn als am nächsten Morgen die gesamte Bürgerschaft von Prenzlau zum Schwarzen Kloster hinbefohlen ward, um den drei Pommerherzögen den Treueid zu leisten, merkten sie gar bald, daß man den Verräter als Mittel zum Zweck wohl gern benutzt, den Verrat selbst indessen durch Verachtung lohnt.

Stolz und siegesbewußt blickte das pommerische Kriegsvolk auf die Prenzlauer herab; droben auf hohem Altane aber standen die drei Herzöge: Kasimir, Otto und Wratislaw, und Herr Kasimir wollte ein paar gütige Worte an die Bürger drunten richten. Da fiel ihm ungeduldig sein ritterlicher Bruder Otto in die Rede und rief spöttisch: „Wie viel Volk! Wäret ihr Männer statt Memmen gewesen — wahrlich, niemals hätten wir die Stadt genommen.“

Der dritte Herzog, Wratislaw, sprach kein einzig Wort, sondern blickte mit stummer Geringschätzung herab auf die gedemütigten Prenzlauer, die scheu von dannen schlichen, im Herzen Scham und Reue.

3.

Am 15. August, dem Festtage Mariä Himmelfahrt, ging's im Wirtshause „Zum Eisenhut“ in Prenzlau laut und lärmend her. Der „Eisenhut“ war eigentlich der Lieblingsaufenthalt der brandenburgisch Gesinnten; weil der Wirt, Peter Freimann, aber gutes Bier darbot, kehrte auch das pommerische Kriegsvolk gern dort ein, um bei hohem Würfelspiel tüchtig zu zechen.

In großer Zahl waren die Pommerischen auch an diesem Feiertag erschienen und führten überlaut das große Wort, während die Brandenburgischen wohlweislich sich still verhielten. War doch das einst so stolze Selbstgefühl der Bürger Prenzlaus in den verflossenen sechs harten Monaten gar arg herabgesunken, seit der rohe Kriegsknecht Klaus Köppen Befehlshaber der Stadt geworden, unter dem weder pommerisch noch brandenburgisch Gesinnte gute Stunden hatten. Friede und Frohsinn waren entflohen, und Zwang und Willkür, Streit und blutige Händel standen auf der Tagesordnung.

Ja, Zabel Grieben hatte leider recht gehabt, als ihm fortan nur Unheil ahnte. Besonders für ihn selber trug die böse Saat, die er gesäet, die schlimmsten Früchte. Außer allem, was er, der sonst so stolze Mann, von Freund und Feind ertragen mußte, erlebte er die Schmach, daß dieser rohe Dienstmann der Pommern, dieser wüste und geringe Klaus Köppen, die freche Hand, mit welcher er die Stadt bedrückte, auch nach der Rose von Prenzlau auszustrecken wagte. Und was konnte er, der Machtlose, dagegen thun? Um so weniger, als Klara es nicht wünschte, neues Unheil über ihren ohnehin bereits so tief gedemütigten Vater und die schwergeprüfte Vaterstadt zu bringen, indem sie dem gewaltthätigen Bewerber das Jawort verweigerte. Der Geliebte war ihr, der Tochter des Verräters, doch verloren; wohl ihm, wenn er sie ganz und gar vergessen lernen konnte!

— — — — — — — — — —

In einem stillen Winkel der großen, geräuschvollen Wirtsstube „Zum Eisenhut“ hatte ein kurz vorher zu Pferde eingetroffener Fremder ruhig und unbeachtet Platz genommen, nachdem er dem Wirt ein geheimes Zeichen zugewinkt, worauf derselbe — leicht zusammenschreckend — nach einem scheuen Blick auf die zechenden Pommern die Hand als Antwort scheinbar zufällig auf die Brust legte. Als Peter Freimann mit dem vollen Krug zu dem Fremden herantrat, betrachtete er forschend den ihm gänzlich Unbekannten.

„Wohl bekomm's!“ sprach er. „Woher des Weges?“

„Vom Fels zum Meer!“ erwiderte dieser mit Bedeutung.

„Gut Freund!“ lautete die leise Entgegnung des Wirtes, der nun erwartend stehen blieb, nachdem er mit dem Unbekannten diese zwischen den Brandenburgischen vereinbarten Erkennungszeichen und Losungsworte ausgetauscht.

„Ist Hauptmann Rodinger zur Stelle?“ fragte jetzt der Fremde im Tone eines Mannes, der gewohnt ist, schnelle Antwort zu erhalten. „Nicht? So sendet gleich nach ihm. Er soll kommen — ich erwarte ihn!“

Der Wirt gehorchte. Dieser unbekannte Gast hatte eine eigene Art zu reden, der man sich ohne weiteres fügen mußte.

Drüben bei den Pommern war's inzwischen immer lebhafter geworden, als die Thür derb aufgerissen wurde und eine ungeschlachte, vierschrötige Gestalt mit fuchsrotem Bart und unstetem Blick polternd eintrat. Es war das jetzige Oberhaupt von Prenzlau, der pommerische Hauptmann der Stadtbesatzung Klaus Köppen. Ueberall umherspähend, blieben seine lauernden Augen auf dem bisher in seiner stillen Ecke ganz unbeachtet gebliebenen jugendlichen Fremden haften, der die schlichte Kleidung eines reisenden Kaufmanns trug.

„Wer ist der fremde Gesell dort?“ fuhr er gebieterisch den Wirt an.

„Kenn' ihn nicht, Herr,“ entschuldigte sich Peter Freimann. „Ein reisender Handelsmann, der vorhin erst mit seinem Diener eingekehrt.“

„Zum Kuckuck!“ schrie der Pommernhauptmann, „weißt du nicht, du Galgenstrick, daß du die Pflicht hast, für jeden fremden Gast bei dir zu bürgen, und kennst nicht einmal den Namen dieses Pfeffersacks? Ich will besseren Bescheid, sofort, oder —“

Schleunigst eilte Peter Freimann davon und wechselte schnell ein paar Worte mit dem Fremden.

„Er sagt,“ sprach er dann wiederkehrend, „er sei ein Waffenhändler aus dem Schwabenlande, und Hans Zoller sei sein Name.“

„Nun wohl,“ brummte der Pommer, „so will ich die Ehre ihm erweisen, mit ihm zu zechen und zu würfeln, weil er denn doch kein ganz gemeiner Handelsmann, indem die Waffen mit zum Kriegshandwerk gehören.“

Besorgt entfernte sich der Wirt. Wußte er doch nur zu gut, was diese Aufforderung Klaus Köppens zu bedeuten hatte. Das Ausspülen der eigenen Gurgel nämlich und Füllen des eigenen Säckels auf fremde Kosten.

„Um Gott, Herr, schlagt es ihm nicht

ab!" flüsterte er angstvoll bittend dem Fremden zu.

Doch dieser schüttelte den Kopf. „Ich spiele nicht," sprach er. „Sagt das dem Pommern, guter Freund!"

Zitternd, mit entschuldigenden Worten, überbrachte Peter Freimann die abschlägige Antwort dem pommerischen Hauptmann, der die Gewalt in Händen hatte.

„Tod und Hölle!" schrie Klaus Köppen, auffahrend wie ein angeschossener Eber. „Das soll er büßen, dieser querköpfige Schwab'!"

Wer weiß, wie diese Scene geendigt hätte, würde nicht ein wilder Lärm draußen auf der Gasse sie unterbrochen haben. Zu den Waffen greifend, stürmten die Pommern, voran Klaus Köppen, hinaus. „Wir treffen uns schon noch!" brüllte er zuvor drohend dem fremden Waffenhändler aus Schwaben zu.

„Hoffentlich!" murmelte dieser bedeutungsvoll, dem wüsten Gesellen mit Verachtung nachblickend.

Einer jener blutigen Tumulte, wie deren jetzt so häufig vorkamen, war ausgebrochen. Als er vorüber war, hatte Hans Zoller die Stadt bereits verlassen, nachdem er eine kurze, inhaltschwere Unterredung mit Michel Rodinger gehabt.

„Ihr kommt vom Markgrafen Johann?" hatte dieser lebhaft ihn gefragt. „Ihr kennt die Zeichen, wißt die Losung! Was habt Ihr mir von meinem gnädigen Herrn zu melden?"

„Daß Johann von Hohenzollern bereit ist, alles zu wagen, um Prenzlau wieder zu gewinnen, bevor der Kurfürst heimkehrt," erwiderte der Fremde.

Hauptmann Rodinger stutzte beim Tone dieser Stimme und musterte erst jetzt den Fremden näher. „Ist's möglich?" rief er dann. „Ihr — Ihr seid es selber, gnädiger Herr? O, was wagt Ihr!"

„Sei unbesorgt, mein guter Geselle!" lächelte der angebliche Waffenhändler aus Schwaben. „Wag' ich doch nicht mehr wie du und wie ihr alle. Nicht ungehört drang das Flehen der Getreuen an mein Ohr, um Hilfe in der Not. Jetzt bin ich auf dem Weg zur Boytzenburg, mit Hans v. Arnim dort letzte Abrede zu treffen. — Ist alles hier bereit?"

„Ja, Herr, soweit es an uns liegt."

„Wohl! So laßt uns denn zur That schreiten! Gieb mir jetzt das Geleit, du treuer Mann, damit wir noch besprechen, was zu thun ist!"

4.

Leichte Abenddämmerung herrschte schon in den hohen Hallen der Marienkirche, als eine einsame Beterin andächtig noch dort kniete. Es war die Rose von Prenzlau, Klara Grieben, die mit heißer Bitte die heilige Jungfrau um Kraft anflehte, ihr Opfer für den Vater und die Vaterstadt zu vollbringen. Als sie sich erhob und den Dom verließ, löste sich von einem Pfeiler die bisher regungslose Gestalt eines Mannes. Es war Michel Rodinger, der ihr folgte auf den menschenleeren, stillen Platz.

„Klara!" sprach er mit gepreßter Stimme. „Ist's denn wahr? Willst du wirklich Lieb' und Treue brechen und dem Elenden dich überliefern?"

„Es muß sein, Rodinger," sagte Klara mit der wehmutsvollen Ruhe der Entsagung. „Erschwert mir nicht die schon so schwere Stunde!"

„O Klara! Du bist eine Heldin, oder — hast mich nie geliebt!" rief Michel Rodinger mit Bitterkeit.

„Ich bin keine Heldin, bin nur ein armes, schwaches Mädchen. Euch bin ich doch verloren, Hauptmann Rodinger; des Vaters Schuld steht trennend zwischen uns für immer."

„Klara!" bat dringend Rodinger. „Willst du mir jetzt eine letzte Bitte nicht verweigern?"

„Sprecht! Wenn es sein darf und kann, soll es geschehen."

„Weißt du noch, Klara, wie einst so manches liebe Mal aus deinem trauten Giebelfenster das helle Licht mir wie ein Stern hinausgeleuchtet hat in das Dunkel, wenn ich draußen vor der Stadt auf Wache war?"

„Wie könnt' ich's je vergessen!" hauchte die Rose von Prenzlau.

„Wohl! So lass' auch heute bis nach Mitternacht dies helle Licht als Leit- und Hoffnungsstern hinausleuchten! Alles, Klara, alles — mehr als mein Leben hängt daran!"

„Ich will's," sprach einfach das schöne Mädchen. „Und nun, Geliebter, lebe wohl — auf ewig!"

— — — — — — — — — — —

Eine mondlose, dunkle Nacht war angebrochen. In Prenzlau schlief schon alles, als draußen im Westen der Stadt ein geheimnisvolles Treiben zu regen sich begann. Die Gegend rings durchspähend, tauchten gepanzerte Reiter auf, denen ohne Trommelschlag und Feldabzeichen Fußvolk folgte. Gemeinsam schlug darauf die ganze Schar die Boytzenburger Straße ein, um gen Prenzlau zu marschieren, in dessen Nähe der Zug anhielt, um Späher auszusenden.

Nun lief ein Flüstern durch die Reihen. Ein kleiner Trupp kam angesprengt; an dessen Spitze ein Reiter sich befand in voller Rüstung mit schwarz-weißer Feldbinde; auf seinem Helme aber schimmerte ein Krönlein durch die finstere Nacht. Es war Markgraf Johann von Brandenburg, der älteste Sohn des Kurfürsten Friedrich I. von Hohenzollern, umgeben von seiner tapferen Ritterschar.

„Ist er da?" fragte er den Befehlshaber des Kriegsvolks.

„Hier bin ich, gnädiger Herr!" sprach vortretend Michel Rodinger. „Bereit ist alles — schlimm nur, daß wir die Neustadt zu umschreiten haben; die Pommern halten sie besetzt. Jetzt gilt's, im Dunkel der mondlosen Nacht durch Moor und Sumpf zu wandern, denn nur der eine Weg führt uns zur kleinen Mauerpforte."

„Wie weit ist es bis dahin?" fragte der Markgraf.

„Ueber eine halbe Stunde, gnädiger Herr, und zu Fuß. Die Rosse würden versinken. Am Thore harren unserer mit neuen Rossen die Getreuen."

„Wohlan denn!" rief Johann von Hohenzollern, von seinem Streithengst absteigend.

„Noch einen Augenblick Gehör, Herr Markgraf!" bat Hauptmann Rodinger. „Im Harnisch würd' es Euch schwer, durch den Morast zu waten, und das größte Unglück wär', wenn Euch ein Unfall zustieße. Vergönnt, daß ich auf meinen Schultern Euch hinübertrage, die anderen mögen schrittweise mir dicht auf dem Fuße folgen, damit an tiefer Stelle niemand einsinkt."

„Wird das Wagstück auch gelingen?" meinte zögernd der Markgraf, prüfend die kräftige Gestalt Rodingers musternd.

„Was Menschenkraft vermag, soll geschehen!" versicherte dieser. „Bin ich als Prenzlauer Kind des Wegs doch kundig wie kein zweiter, und was die Richtung anbelangt — schaut dorthin, Herr! Seht Ihr das Lichtlein droben aus der Ferne schimmern, gleich einem Stern? Freundeshand hat in einem Hause Prenzlaus es entzündet und wird treu Sorge tragen, daß es nicht erlischt."

„Auf denn! Wir folgen dir!" rief entschlossen Johann von Hohenzollern. „Sieg oder Tod!"

Zum Markgrafen sich niederbeugend, umfaßte ihn Michel Rodinger, nachdem dieser die Arme um seinen Hals geschlungen, und schritt mit seiner schweren Last mutig ins Dunkel, einem Pfade zu, den ein einziger falscher Schritt zum Todeswege machen konnte. Wie eine Riesenschlange folgte Mann für Mann die tapfere Brandenburger Kriegerschar.

Bald rechts, bald links wand sich der Zug durch Wiesen, Bäche und Moräste. Auf festem Boden ging der Markgraf selber, doch durch Sumpf und Wasser trug ihn der getreue Rodinger, stets dem Schein des Lichtes folgend, das wie ein Leitstern ihnen zu blinkte in der Finsternis. Es war ein Marsch auf Tod und Leben.

„Mut, Mut, mein guter Geselle!" tröstete Markgraf Johann, welcher bemerkte, daß die Last seiner geharnischten Gestalt den schwer atmenden Rodinger zu überbürden drohte. „Bald ist alles überstanden, und du hast eine Bitte frei an deinen Fürsten."

Schon nahte man der Stadt; die Hunde schlugen in der wohlbewachten Neustadt an. Doch nun kam das Schlimmste noch. Zwei Arme der Ucker galt es zu durchwaten. Tiefer und tiefer ward das Wasser, schwerer und schwerer atmete der wackere Rodinger, den die Kräfte zu verlassen drohten. Da bot er das Aeußerste auf, und das Ufer war erreicht. Wankend und tief Atem schöpfend stand er vor der kleinen Mauerpforte.

Schnell zu Boden niedergleitend, stützte der Markgraf ihn mit eigenen Armen, aber schon raffte der treue Mann sich wieder auf und schlug dreimal in die Hände. Sogleich that sich das Pförtlein auf, und als erster schritt in Prenzlau der Markgraf von Brandenburg ein; ihm auf dem Fuße folgten seine Ritter und Reisigen, und als sie alle eingetreten waren, bestiegen die Reiter die harrenden Rosse und stürmten, vom Fußvolk gefolgt, hinein in die Stadt.

„Brandenburg! Hie Brandenburg!" erklang es durch die Gassen, die Trompeten schmetterten, und ehe die Pommern zu sich selber kamen, war fast ohne Widerstand Prenzlau schon genommen.

Auftaumelnd von seinem Lager eilte der bezechte Klaus Köppen hinaus, um nach kurzer Frist schwer verwundet mit seinen Kriegsknechten sich zu ergeben.

Markgraf Johann von Hohenzollern war nun Herr von Prenzlau, und der anbrechende Tag fand die Hauptschuldigen hinter Schloß und Riegel. „So lohnt man den Verrätern!" schrie das Volk, als man die beiden Bürgermeister ins Gefängnis führte.

5.

Es war ein streng Gericht, das nun begann. Zum Tode verurteilt wurden wegen Verrats die Bürgermeister Zabel Grieben und Klaus Beltz, und vergebens bat der Hauptmann Rodinger, der ja einen Wunsch frei bei seinem Fürsten hatte, für den Mann, der ihn einst so schnöde abgewiesen, weil er Treue hielt. Doch Markgraf Johann, der gern als Mensch vergeben hätte, durfte es als Fürst leider nicht thun.

Schließlich wagte Michel Rodinger das letzte, indem er Klara Grieben zu dem jungen Hohenzollernfürsten führte, um selbst das Leben ihres Vaters von diesem zu erbitten. Gütig blickte Markgraf Johann auf die Knieende herab. „Armes Kind!" sprach er, sie aufhebend. „Mich dauert deine Not. Doch dürfte ich die Bitte dir erfüllen, ich hätte es bereits gethan auf Wunsch des treuen Rodinger."

„Herr Markgraf!" sprach entschlossen dieser jetzt. „Zabel Grieben selbst hat es versucht,

sein Verschulden wieder gut zu machen, denn jenes helle Lichtlein, das uns den rechten Weg durchs Dunkel wies, leuchtete aus seinem Hause."

„Wär's möglich!" rief betroffen der Markgraf.

„So ist's, Herr Markgraf, fragt nur diese hier!" bestätigte Rodinger, Klaras Hand ergreifend und mit der seinigen fest umspannend.

Stumm blickte Johann von Hohenzollern auf die beiden hin. „Ich verstehe," sprach er dann. „Seid getrost! Euer Fürst wird den rechten Weg zu finden wissen. Jedem das Seine!"

— — — — — — — — — — —

Traurig wimmernd erklang am anderen Tag das Armesünderglöckchen. In Waffen bildete die Bürgerschaft von Prenzlau auf dem Marktplatz einen Ring, und in der Mitte, hoch zu Roß, hielt Markgraf Johann, von seiner Ritterschaft umgeben, als man die beiden ungetreuen Bürgermeister zum Schafott führte.

Zuerst führte der Scharfrichter, der mit blitzendem Schwert hinter dem Markgrafen stand, Klaus Beltz zum Richtblock hin und schlug ihm dort die rechte Hand ab. Er zeigte sie dem Volke, während ein Herold schallend ausrief: „Das ist die Hand des Verräters Klaus Beltz, mit welcher er Seiner Kurfürstlichen Gnaden dem Herrn Markgrafen den Eid der Treue geschworen, die er freventlich gebrochen, wofür er jetzt den Lohn empfangen wird. So möge es jedem Verräter ergehen!"

Und abermals begann das Armesünderglöckchen mit schrillem Ton zu wimmern. Nieder kniete Klaus Beltz und legte das Haupt auf den Block, das wenige Augenblicke später in den Sand rollte.

Zur Verschärfung der Strafe hatte Zabel Grieben die Vollstreckung dieses Urteils erst mit ansehen müssen, bis die Reihe an ihn selbst kam. Ein langer Blick noch ringsumher und Abschied nehmend nach dem Haus dort drüben, wo sein armes Kind jetzt einsam weilte, dann legte der unglückliche Mann mutig und gefaßt die Hand hin auf den Block, den schimpflichen Streich des Henkers erwartend.

Das Richtschwert blitzte durch die Luft, da tönte es befehlend: „Halt! — Gnade!" aus des Markgrafen Munde. Zabel Grieben aber brach zusammen, als wenn das Urteil in der That an ihm vollzogen worden wäre.

— — — — — — — — — — —

Draußen, in dem schönen großen Garten vor der Stadt, welcher der Familie Grieben von jeher gehörte, saß Jahre später häufig an sonnenwarmen Tagen ein Greis, gebeugt, schneeweiß, mit zitternden Händen und Füßen, der in tiefster Abgeschiedenheit seine letzten Erdentage im Kreis der Seinen still verlebte. Es war der einstige Bürgermeister von Prenzlau, Zabel Grieben, der seit jenem fürchterlichen Tage des Gerichts zum menschenscheuen Greis geworden war. Nur dem frohen Lachen und Geplauder der rotwangigen Kinder, die er auf seinen Knieen schaukelte, gelang es hie und da, die bleichen Lippen des gebeugten Mannes zu einem schwachen Lächeln zu bewegen.

Zu glücklichem Ehebund vereint waren Klara Grieben und Michel Rodinger, der nicht nur Ehre und Beförderung, sondern als Preis der Treue gegen den Hohenzollernfürsten auch die Rose von Prenzlau gewonnen hatte.

Humoristisches.



Zwei Seelen und ein Gedanke.

Student A.: Endlich ... ich habe dich den ganzen Morgen gesucht!
Student B.: Und ich dich!
Student A.: Soo ... da wollen wir uns wohl gegenseitig anpumpen?



Doppeldeutig.

Richter: Sie haben den Zeugen Schmidt arg mißhandelt.
Angeklagter (blickt zur Erde).
Richter: Und es ist um so erschwerender für die Strafbemessung dabei, als Sie noch Mitglied des Tierschutzvereins sind.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 7.

Auflösung des Vexierbuchstaben-Rätsels in Nr. 5:
Von unten, in der Mittellinie des Kreises angefangen, geben sämtliche Buchstaben, in der Runde von links nach rechts gelesen, die Worte: Ausgestrebt ist ausgelebt!

Kreuz-Rätsel.

		A	A	CH		
		D	E	E		
E	E	E	E	E	F	I
K	L	L	L	N	N	N
O	O	O	R	R	R	R
		S	S	S		
		S	T	W		

Die obigen Buchstaben sollen so geordnet werden, daß sechs siebenstellige Wörter entstehen, von denen drei von links nach rechts und drei von oben nach unten gelesen werden.

Diese Wörter sind: I. von links nach rechts 1) ein deutscher Klassiker, 2) ein wohlschmeckender Fisch, 3) die Bewohner eines österreichischen Landes; II. von oben nach unten 1) eine schöne Wasserpflanze, 2) eine Stadt in Frankreich, 3) eine Geschäftsstelle in den Postanstalten.

Auflösung folgt in Nr. 7.

Auflösungen von Nr. 5:
des Buchstaben-Rätsels: Vorgang, Vorhang, Vorrang;
des Logogriphs: Erwerben — Ererben.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.